

Vom Ende des Eurozentrismus

Mission heute - was heißt das?

Andreas Müller OFM

Der Begriff „Mission“ ist vielfach belastet. Ein Blick in die Geschichte der Mission macht das durchaus verständlich. Über Jahrhunderte hin vollzog sich die christliche Mission im Kontext des westlichen Imperialismus. Kolonialismus und Mission waren enge Weggefährten, zwar nicht, was Motivation und Absicht betreffen, aber doch in ihrer Wirkungsgeschichte. Den Eroberern folgten die Missionare auf dem Fuße und ihr Einfluss ging selten über die Reichweite der Schutzmächte hinaus. Das hat die Mission in gefährliche Nähe zu den Kolonialinteressen gerückt. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die enge Symbiose von europäischer Kirche und westlicher Zivilisation. Man hat dabei nicht genügend unterschieden zwischen der frohen Botschaft des Evangeliums und der Ausdrucksform, die diese Botschaft in Europa gefunden hat. Mit dem Evangelium wurde deshalb immer auch europäische Christenheit importiert und den Kirchen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas wurde mit dem Evangelium auch die in Europa und Nordamerika gewachsene Zivilisation überstülpt.

Mission – das war des Weiteren über Jahrhunderte hinweg ganz selbstverständlich eine Bewegung von Europa nach Übersee, vom christlichen Abendland in die neuentdeckten Kontinente des Südens. Mission – das war die Beziehungsgeschichte von der Mutterkirche zu den sogenannten jungen Kirchen. Und ganz in der Art von Mutter-Tochter Beziehungen fühlte sich die Mutter verantwortlich für das umfassende Wohl der Tochter: für ihren rechten Glauben (Theologie) und guten Sitten (Moral), für ihre Frömmigkeit (Liturgie) und Strukturen (Kirchenrecht). Mission war also wirklich eine Einbahnstraße, nämlich schlicht und einfach die Verpflanzung der (fertigen) römischen Kirche in die weite Welt. Je mehr die Tochter dabei der Mutter ähnlich wurde, umso erfolgreicher und lobenswerter war die Mission.

Eine wirkliche Änderung brachte erst das Zweite Vatikanische Konzil mit der Wiederentdeckung der Würde und des Wertes der Ortskirche, wie sie schon einmal in apostolischer Zeit gegeben war und die „dank der göttlichen Vorsehung sich unbeschadet der Einheit des Glaubens und der einen göttlichen Verfassung der Gesamtkirche, ihrer eigenen Disziplin, eines eigenen liturgischen Brauches und eines eigenen theologischen Erbes“ erfreut (LG 23). Das ist ein grundlegender Paradigmenwechsel. Dem über Jahrhunderte gepflegten Anspruch einer alles entscheidenden Zentrale steht die theologische Würde der Ortskirchen gegenüber. Letztlich geht es um den Konflikt, entweder koloniale Mentalität und Uniformität durchzusetzen oder fruchtbare Einheit in Vielfalt zu gestalten.

Voraussetzung dafür ist freilich, daß uns die Bedeutung der Kultur wieder bewußt wird. Man evangelisiert ja immer von einer Kultur aus. Immer sind Denkschemata, Zeichen, Symbole, Sprachen und gesellschaftliche Gebräuche die Vehikel, mit denen das Evangelium ankommt. Dem müssen wir nachspüren. Was ist am Christentum, das wir nach Lateinamerika oder Afrika übermittelt haben, wirkliches Evangelium, was daran ist europäische Christenheit, in der die kolonialen Strukturen fortbestehen? Wirkliche Überzeugungskraft erlangt die Evangelisierung nur, wenn sie ohne den Ballast anderer Kulturen in den Volkskulturen Wurzeln schlägt und zu einer unverwechselbaren Neuheit wird. Das verlangt von der Gesamtkirche, daß sie mit großer Offenheit und Vertrauen den Ortskirchen einen weiten Spielraum einräumt, so daß diese ihren eigenen Weg finden in Liturgie, Theologie und Kirchenstrukturen. Das heißt, eine wirklich indianische oder afrikanische Kirche wird ein anderes Gesicht haben als die gegenwärtige, sie wird im Kontext der ökonomischen Probleme der Kontinente des Südens viel mehr dem barmherzigen Samariter gleichen als dem Hohen Priester; und sie wird mehr die Hüterin des allumfassenden Lebens als die Herrin des Glaubens sein.

Mission darf also keine Einbahnstraße sein. Die Ortskirchen des Südens haben den alten Kirchen in Europa eine Botschaft zu vermitteln. Sie können uns bereichern mit ihren religiösen, kulturellen und politischen Erfahrungen. Und da haben die missionierenden Gemeinschaften eine besondere Verantwortung. Sie können und sollen die Träger dieser „Mission in umgekehrter Richtung“ sein. Als internationale Gemeinschaften haben sie die Verpflichtung, diesen zwischenkirchlichen Austausch zu verwirklichen. Das kann geschehen durch Schwestern und Brüder, wenn sie im Heimaturlaub von ihren Erfahrungen berichten. Dazu können wir alle einen Beitrag leisten, indem wir in unserem Kirchenverständnis auch die Erfahrungen unserer Brüder und Schwestern aus anderen Kontinenten zulassen.

1. Mission heute - warum eigentlich noch?

Seit dem Konzil wissen wir auch, dass Mission nicht länger eine Sonderaufgabe der Missions-Orden ist, sondern Aufgabe und Pflicht der ganzen Kirche. „Die pilgernde Kirche ist ihren Wesen nach missionarisch“ (Ad Gentes, Nr. 2). Deshalb ist Mission eine „Grundpflicht“ des Gottesvolkes (AG 35). Die Missionsorden mussten deshalb ihre Rolle in der Mission der Kirche grundlegend überdenken. Der Impuls, dass es ganz und gar auf sie ankommt, ob das Evangelium zu den Menschen gelangt, die von Christus noch nichts gehört hatten, trägt nicht mehr.

Auch das Verständnis von Mission hat sich entscheidend verändert. Die Erklärung über die Heilsmöglichkeit in nichtchristlichen Religionen weitet den Heilshorizont. Mission, das hat nicht nur und nicht in erster Linie mit dem Himmel zu tun. Und Mission, das meint auch nicht, dass die Kirche der einzige Zugang zum Heil der Menschen ist. Seit dem Konzil wissen wir wieder, dass Gott viele Wege kennt, um sich den Menschen zu offenbaren und deren Antwort zu suchen. Heil also auch in anderen Religionen. Was wäre das auch für ein Gott, wenn er nicht allen Menschen die gleiche Heilchance gäbe? Oder wenn wir Christen als kleine Minderheit in der Welt auch noch eine privilegierte Heilchance hätten?

Gewiss, es gab dieses Verständnis. Es gab diese Überzeugung: „außerhalb der Kirche kein Heil“. Mission war also eine Sache auf Leben und Tod für das Heil der Menschen. Zum Glück haben wir wieder verstehen gelernt, dass Gott größer ist als seine sichtbare Kirche hier auf Erden, und dass er unter den Menschen da ist, längst bevor die Missionare kommen.

Warum dann dennoch Mission? Wir brauchen eine neue Missionsbegründung. Mission nicht, um Menschen für den Himmel zu retten, sondern Mission im Sinne der Reich Gottes Idee, d. h. um die Verheißung Gottes von einem Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und Liebe spürbar und erfahrbar zu machen. Die Menschen in den Elendsvierteln der Metropolen und am Rande der Gesellschaft müssen leibhaftig erfahren können, dass Gott sie liebt. Da genügt wahrlich nicht, ihnen das Evangelium zu predigen oder sie gar auf den Himmel zu vertrösten. Der Gott der Bibel hat sich immer offenbart als ein Gott des Lebens. Er will, dass die Menschen leben können ohne Hunger, ohne Elend, ohne der völligen Hoffnungslosigkeit ausgeliefert zu sein. Das ist die befreiende Botschaft des Evangeliums. Sie verheißt Befreiung aus allen Unheilserfahrungen, Befreiung von Elend und Not, von Sünde und Tod. Um diesen göttlichen Traum am Leben zu halten und den Menschen erfahrbar zu machen, dafür brauchen wir Mission, heute mehr denn je.

2. Um des Himmelreiches willen

Das klingt vielleicht anders, als wir es im Ohr haben. Doch wenn wir bei Jesus in die Schule gehen, können wir erahnen, worum es geht. Als er seinen Jüngern klar machen wollte, wie sie seine Botschaft den Menschen nahe bringen sollen, hält er ihnen keinen langen Vortrag, er zeigt es an einem praktischen Beispiel. Die Leute waren ihm in Scharen gefolgt. Als er die vielen Leute sah, hatte er Mitleid, denn „sie waren müde und erschöpft“, wie es im Evangelium heißt. Sie waren Jesus gefolgt, weil er ihre Erwartungen und Hoffnungen geweckt und ihre Sehnsucht nach Befreiung aus ihren Alltagsnöten angesprochen hatte. Nun sollten die zwölf Jünger, die immer um ihn waren, zeigen, was sie verstanden hatten. Er schickt sie zu den Menschen, um sie aufzurichten und zu trösten. „Geht und verkündet, das Himmelreich ist nahe.“ Nicht nur mit Worten, zeigt, was das bedeutet. „Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus.“ Also kein billiges Mitleid nach dem Motto: „Kopf hoch, es wird schon wieder werden“, sondern ein wirkliches Ernstnehmen der Sorgen und Probleme der Menschen. Das ist der Kern der Botschaft Jesu. Er verkündet einen Gott, der die Leiden und Unheilserfahrungen der Menschen ernst nimmt; einen Gott, der mitleidet und befreit; einen Gott, der nicht Lasten auferlegt und auf den Himmel vertröstet. Schon hier auf Erden sollen sie teilhaben am kommenden Himmelreich, sollen sie erfahren und erleben, dass Gott sie liebt.

3. Das Himmelreich, es wächst wie ein Senfkorn

Das Gleichnis vom Senfkorn lässt uns erahnen, wie Gott diese Heils- und Liebesgeschichte mit den Menschen gedacht hat und wahr machen will. Sein Reich kommt nicht mit Getöse und Macht, nicht mit Glanz und Gloria, es kommt ganz sanft und unmerklich. Es kommt in den kleinen Dingen. Wie ein

unscheinbares Senfkorn ist es unter uns und wächst und breitet sich aus. Es ist wie ein Sauerteig, der die Gesellschaft durchdringt und am Leben erhält. Das ist Trost und Ermutigung zugleich. Die Kirche braucht keine machtvolle und einflussreiche Organisation zu sein. Unsere Gemeinden brauchen nicht die beherrschenden Größen in einer Stadt, in einem Stadtviertel zu sein. Das Himmelreich ist da und wächst - durch jede kleine Geste der Liebe und Solidarität mit den Armen. Und niemand kann uns verwehren, dass wir Baumeister des Himmelreiches werden, wenn wir den Menschen in ihren Elendserfahrungen die Hand reichen, wenn wir großzügig und vertrauensvoll teilen mit den Armen, wenn wir den Kirchen des Südens beistehen in ihrem prophetischen Einsatz für mehr Gerechtigkeit und Leben.

Und noch etwas zeigt uns das Gleichnis vom kleinen Senfkorn und vom Sauerteig. Kirche braucht nicht Volkskirche zu sein, um ihre Sendung zu erfüllen. Sie braucht nicht überall und bei allen präsent zu sein, um Gottes Traum am Leben zu erhalten. Das Himmelreich wächst auch durch die wenigen, die im Evangelium Kraft und Leben schöpfen. Es wächst und gedeiht auch außerhalb der verfassten Kirche, wo immer Menschen auf der Suche sind nach Sinn und nach Werten. Entgegen der landläufigen Erfahrung, dass die Kirchen immer leerer werden, wird ein anderes Phänomen erkennbar. Die Sehnsucht nach Religion und Sinngebung bricht wieder auf. Also lassen wir uns nicht entmutigen durch halbleere Kirchen, sondern seien wir froh und dankbar für die halbvollen Kirchen, die doch zeigen, dass dieser Traum vom Himmelreich noch vielen Menschen etwas bedeutet. Halten wir diesen Traum am Leben. Das ist Teilhabe an der Sendung Jesu, an der Mission der Kirche, hier oder in Afrika oder wo auch immer.

4. ... leben ist wichtiger als reden

Es braucht keine große Phantasie, um erraten, worauf es ankommt. Nicht mit Worten, nur mit unserem Sein werden wir die Menschen überzeugen. Es ist unsere Aufgabe, die Utopie des Gottesreiches modellhaft vorzuleben. Sonst wird die Botschaft des Evangeliums allzu schnell zur naiven Träumerei. Mitten unter den Menschen sollen wir durch unser Leben von einem Gott künden, der für die Armen Partei ergreift. „Unser Grundauftrag ist - besonders im heutigen Weltmaßstab - die unerschrockene und vom langen Atem der Hoffnung getragene Weitergabe der Verheißung von Gottes Liebe und Befreiung für alle Armen und alle in einer strukturell ungerechten Welt arm gemachten Menschen. Menschen sind für die Kirche nicht Objekte pastoraler oder sozialer Assistenz, sondern Subjekte ihrer eignen Befreiung.“ (H. Schalück, in: Bleibendes Erbe - neue Herausforderungen. Zur Frage der Identität des Ordenslebens in Europa, Ordensnachrichten 1 996/Heft 1, S. 42). Diesen Menschen müssen wir nahe sein, in liebevoller Aufmerksamkeit und mit geschwisterlicher Zuneigung. Es geht darum, den in die Niederungen menschlicher Armseligkeit herabgestiegenen Gott zu bezeugen, durch unser Leben. Nur dann werden die Leute voller Stauen fragen: Warum tut ihr das? Woher nehmt ihr eure Zuversicht und Freude, eure Ruhe und Gelassenheit, den Mut zum prophetischen Zeugnis und die Kraft zu einem alternativen Lebensstil? Denn das alles ist gefragt, wenn es darum geht, die Idee des Gottesreiches zum Leben zu bringen, in der Politik, in der Gesellschaft, in der Kirche. Das alles gehört zum Missionsauftrag heute. Die Armen brauchen uns, sonst erhalten sie keine Chance zum Leben, und die ganze Schöpfung braucht uns, sonst wird sich die Umweltzerstörung nicht zum Besseren wenden.

Und denen, die danach fragen, warum wir das tun, sollen wir - so ist uns franziskanischen Menschen aufgetragen - einfach antworten: „Weil wir Christen sind“. In einem solchen Lebenszeugnis erfahren und erleben wir die Einbindung des Menschen in die Heilsgeschichte Gottes. Das ist der eigentliche Auftrag, den wir als Christen in Kirche und Gesellschaft zu leisten haben.

5. ... an Franziskus Maß nehmen

Dabei können und dürfen wir Maß nehmen an Franziskus. Er gilt allgemein als der Erneuerer der Kirche im ausgehenden Mittelalter. Und das als Laie, ohne theologische Ausbildung und ohne besonderes Mandat. Für seinen radikalen Weg in den Fußspuren des Jesus von Nazareth hatte er keine besondere kirchliche Beauftragung. Die Aussätzigen waren es, die ihm die Augen öffneten. Das war ihm so wichtig, daß er am Ende seines Lebens, als er sein Testament diktierte, zuerst daran erinnert. All seinen Nachfolgern wollte er in Erinnerung bringen, daß damit alles begonnen hat: sein Standortwechsel aus dem reichen Assisi an den Rand der Stadt; sein neues Leben auf der Seite der Armen als konsequente Nachfolge des armen Jesus von Nazareth. Das wurde für ihn der Schlüssel

zum Verständnis des Evangeliums und nichts anderes wollte er fortan mehr sein, als der Herold des liebenden, demütigen und menschenfreundlichen Gottes.

Das ist Mission ohne Macht; Mission, die ganz ohne europäische Überlegenheit daher kommt; Mission, die von den Nöten und Sorgen der Menschen ausgeht; Mission, die eher lernen als lehren will. Wäre die Kirche immer diesem Beispiel gefolgt, es hätte nie die Einbahnstraßen-Mission gegeben. Denn eine Kirche, die nichts anderes will, als die Botschaft vom demütigen und liebenden Gott in der Welt zu bezeugen, muß selber eine demütige und dienende Kirche sein. Das vor allem ist es, was wir auch heute von einer überzeugenden Missionskirche lernen können.

Wie er diese Sendung verstand, zeigen seine Anweisungen an die Brüder, die in die Mission gehen wollten. Sie sollten unter den Menschen einfach leben, ihnen untertan sein, nicht streiten und dadurch zeigen, was Christsein bedeutet. Das war Franziskus wichtiger als Predigen. Das ist mehr als erstaunlich in einer Zeit, in der nach allgemeiner theologischer Überzeugung Bekehrung und Taufe über Rettung und Verwerfung, über Heil und Unheil entschieden. Predigen sollen die Brüder nur, „wenn sie sehen, daß es Gott gefällt“. Er will damit sagen: die Prediger müssen auf ein Zeichen Gottes warten, bevor sie mit dem Predigen beginnen. Sie sollen ja nicht Besitzer des Wortes sein, sondern zuerst hören und herausfinden, „wann es Gott gefällt“. Denn auch Predigen kann zur Unzeit geschehen und mehr verwirren, als zum Heile dienen.

Für seinen radikalen Weg in den Fußspuren des Jesus von Nazareth hatte er keine kirchliche Beauftragung. Die Aussätzigen waren es, die ihm die Augen öffneten. Das war ihm so wichtig, dass er sich am Ende seines Lebens, als er sein Testament diktierte, zuerst daran erinnert. All seinen Nachfolgern wollte er in Erinnerung bringen, dass damit alles begann: sein Standortwechsel aus dem reichen Assisi an den Rand der Stadt, sein neues Leben auf der Seite der Armen als konsequente Nachfolge des armen Jesus von Nazareth. Das war für ihn der Schlüssel zum Verständnis des Evangeliums, die alles entscheidende Erinnerung an den Gekreuzigten. Fortan wollte er nichts anderes als ihm begegnen und nahe sein - im leidenden Bruder und in der leidenden Schwester.

Er gründete keinen Priesterorden zur Erneuerung der Kirche und kein Seminar zur Ausbildung von Missionaren. Die Brüder, die ihm folgten, sind ihm einfach nachgelaufen. So wie er wollten sie das Evangelium leben, ob Priester oder Laien, in einer armen Brudergemeinschaft, alle mit den gleichen Rechten und alle mit dem gleichen Auftrag, nämlich der ganzen Welt das Evangelium vom gütigen, demütigen und menschenfreundlichen Gott zu bringen. Wie ernst ihm das war, zeigen seine Anweisungen an die Brüder, die in die Mission gehen wollten. Sie sollten unter den Menschen dort (den Sarazenen) einfach leben, ihnen untertan sein, nicht streiten und dadurch zeigen, dass sie Christen sind. Das war Franziskus wichtiger als das Predigen. Und das ist mehr als erstaunlich in einer Zeit, in der nach allgemeiner theologischer Überzeugung Bekehrung und Taufe über Rettung und Verwerfung, über Heil und Unheil entschieden. Predigen sollen die Brüder nur, so schärft es ihnen Franziskus ein, „wenn sie sehen, dass es Gott gefällt“. Er will damit sagen: die Prediger müssen auf ein Zeichen Gottes warten, bevor sie mit dem Predigen beginnen können. Sie sollen ja nicht Besitzer des Wortes sein, sondern zuerst hören und herausfinden, „wann es Gott gefällt“. Denn auch Predigen kann zur Unzeit geschehen und mehr verwirren, als zum Heile dienen.

6. Franziskanische Wegmarken

Dies bedeutet, daß Sie das tun wollen in der Art und Weise, wie Franziskus durch die Welt ging. Was das heißt – als Chance, Trost und Herausforderung, darüber will ich heute mit Ihnen nachdenken. Ich will drei Wegmarken aus seinem Leben herausgreifen, die mir in unserer Zeit besonders wichtig erscheinen.

Die Begegnung mit dem Aussätzigen

In seinem Testament beschreibt Franziskus diese für ihn entscheidende Begegnung so: „So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben in Busse zu beginnen: denn als ich in Sünde war, kam es mir bitter vor, Aussätzige auch nur zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen.“ Der Herr hat mich unter sie geführt. Es war also keine spezielle kirchliche Beauftragung, die ihm seinen radikalen Weg in den Fußspuren des Jesus von Nazareth wies. Es war Gott selber und es waren die Aussätzigen, die ihm die Augen öffneten. Das war ihm so wichtig, daß er am Ende seines Lebens, als er sein Testament diktierte, zuerst daran erinnerte. Allen seinen Nachfolgern wollte er in Erinnerung bringen, daß damit alles begonnen hat:

sein Standortwechsel aus dem reichen Assisi an den Rand der Stadt; seine neue Sicht des Evangeliums. So begegnet er Gott inmitten der Welt: in der Umarmung eines ausgestoßenen, verachteten Menschen, in der Begegnung mit der sozialen Not, die ihm in der Gestalt eines einzelnen Menschen entgegentritt. Franziskus will uns also eine andere Brille verpassen. Den Gott der Bibel, der uns durchgängig als ein erbarmender und menschenfreundlicher Gott beschrieben wird, finden wir nicht in den Palästen und Tempeln, wir begegnen ihm in Wahrheit in den geplagten Menschen und in der gequälten Schöpfung. Das hatte wohl Papst Johannes Paul II. im Blick, als er den Bischofskollegen am letzten Sonntag einschärfte, sie müßten selber arm sein, um den Armen wirklich begegnen zu können und um ihnen die befreiende Botschaft glaubwürdig verkünden zu können. Für uns gilt: in einer St. Franziskusgemeinde dürfte es keine Armen geben, die an der Herzlosigkeit ihrer Mitmenschen den Glauben an das Gute verlieren.

Die Begegnung mit dem Sultan

Im Juli/August 1219 gelangte Franziskus nach Ägypten in das Heerlager der Kreuzfahrer. Es war schon lange sein inniger Wunsch, den Sarazenen (Muslimen) zu predigen. Doch welche böse Überraschung. Die Ausschweifungen im Lager der Kreuzfahrer, ihre Streit- und Habsucht überzeugten ihn schnell, daß es hier nicht um einen „gerechten Krieg“, und noch viel weniger um eine fromme Pilgerfahrt zur Befreiung des hl. Landes ging. Er versuchte deshalb, den Kardinal, der als päpstlicher Delegat der verantwortliche Heerführer war, und die Kreuzfahrer zu einem Waffenstillstand zu überreden. Doch er stieß auf taube Ohren. Deshalb verlangte er, zum Sultan auf der anderen Seite gehen zu dürfen, um ihn zum Frieden zu bewegen. Auch das war ein Fehlschlag. Aber der Heilige predigte so glühend über Christus und über die Liebe Gottes, daß der Sultan tief beeindruckt war. Zum Abschied sagte er zu ihm: „Bete für mich, daß Gott mir gnädig jenes Gesetz und jenen Glauben offenbare, die ihm gefallen.“ Franziskus seinerseits war von der Frömmigkeit der Muslime tief beeindruckt. Das stärkte ihn in der Überzeugung, daß die Idee der Kreuzzüge ein Irrweg ist, der mit dem Evangelium nicht zu vereinbaren ist. Der Kreuzzug endete dann auch in einer vernichtenden Niederlage, die Franziskus vorausgesagt hatte.

Zurück von dieser Missionsreise entwickelte Franziskus aus dem Erleben im Orient eine neue Missionsidee, die man getrost als revolutionär bezeichnen kann. In seine erste (nichtbullierte) Regel schrieb er das Missionsstatut der Franziskaner. Die Brüder, die in die Mission gehen wollen, sollen unter den Menschen einfach leben, ihnen **untertan** sein, nicht streiten und dadurch zeigen, was Christsein bedeutet. Das war Franziskus wichtiger als predigen. Und das ist mehr als erstaunlich in einer Zeit, in der nach allgemeiner theologischer Überzeugung Bekehrung und Taufe über Heil und Unheil der Menschen entschieden. Predigen aber war die Voraussetzung für Umkehr und Taufe. Dennoch sollen die Brüder nur predigen, „wenn sie sehen, daß es Gott gefällt.“ Er will damit sagen: die Prediger müssen auf ein Zeichen Gottes warten, bevor sie mit dem Predigen beginnen. Sie sollen ja nicht Besitzer des Wortes sein, sondern zuerst hören, um herauszufinden, „wann es Gott gefällt“. Denn auch Predigen kann zur Unzeit geschehen und mehr verwirren, als zum Heile dienen.

Man kann sagen, daß wir damit das Herzstück franziskanischer Spiritualität berühren. Es ist das „untertan sein“. Das ist für ihn wie eine Kurzformel des Evangeliums. Denn wir sollen ja einen Gott predigen, der in die Niederungen menschlichen Lebens herabstieg; einen Gott, der diente und untertan war. Deshalb ist nur logisch, daß auch seine Jünger dienen und untertan sein sollen. Das heißt in Konsequenz: der Wahrheit des Evangeliums kommen wir nicht nahe in Glanz und Gloria, nicht als Hohe Priester und strenge Glaubenshüter, sondern nur in liebevoller Güte und Erbarmen, in gegenseitiger Achtung und geschwisterlichem Miteinander. Da gibt es noch viel zu tun, in unserer Gemeinde, in unserer Kirche, in der wir alle – vom Papst bis zum einfachen Gemeinderatsmitglied – wie Brüder und Schwestern miteinander umgehen sollen. Und ändern muß sich auch unser Verständnis von Mission, die vor allem ehrfürchtiger Dialog des Lebens sein soll. Also: Mission ohne alle Macht. Mission, die ohne alle europäische Überlegenheit daherkommt. Mission, die von den Sorgen und Nöten der Menschen ausgeht. Mission, die eher lernen als lehren will. Mission, die nichts anderes will, als die Botschaft vom demütigen und liebenden Gott in der Welt zu bezeugen. Nur so wird die Botschaft Jesu zur befreienden Botschaft.

Der Sonnengesang

Auf dem Evangelischen Kirchentag in Frankfurt ist die deutsche Fassung der sog. Erd-Charta vorgestellt worden. Sie ist das Ergebnis einer zehnjährigen Expertenarbeit und soll in den kommenden Jahren von der UNO im Range der Menschenrechts-Charta zu einer verpflichtenden Vision gemacht werden. Die Expertenkommission wurde geleitet von Michael Gorbatschow, der immer wieder sagte: wenn wir die Umwelt für die kommenden Generationen retten wollen, müssen wir uns alle bekehren. Bekehrung wird aber nicht gelingen, wenn wir keine Spiritualität haben. Er holte deshalb meinen

Freund Leonardo Boff in die Kommission und gab ihm den einzigen Auftrag: Du mußt für Spiritualität sorgen, sonst taugt das ganz Papier nicht.

Wie würde sich Franziskus freuen über eine solche Einsicht. Wie kaum ein anderer im vergangenen Jahrtausend hat er dichterisch und intuitiv die Einheit und Ganzheit der Schöpfung gedeutet und besungen. Gott selbst ist als Geschöpf in seine Schöpfung gekommen. Und will uns damit sagen: die Welt ist ein Ganzes, eine Einheit, eine großartige Ordnung, die nicht hierarchisch aufgebaut und gegliedert ist, sondern durch ein Nebeneinander und Miteinander bestimmt ist. Alles in ihr ist Geschöpf Gottes und hat seinen Eigenwert. Durch den menschengewordenen Gottessohn sind sie sogar in eine geschwisterliche Beziehung gekommen. Bruder Sonne, Schwester Mond, Bruder Feuer und Schwester Wasser, Mutter Erde. Das muß unsere Grundeinstellung werden. Dann werden wir anders umgehen mit den endlichen Ressourcen, mit Wasser, Luft, Energie, Wäldern, Boden. Alles ist uns zu treuen Händen übergeben, daß wir es hüten und pflegen, nicht aber herrisch uns aneignen und ausplündern. Das, so sagen Naturwissenschaftler heute, wird die neue Schöpfungsspiritualität sein, die wir brauchen, wenn wir den zerstörerischen Umgang mit der Natur beenden und in einen heilenden und nachhaltigen Umgang mit der Schöpfung wenden wollen.

Franziskus kann also wirklich ein hilfreicher und heilsamer Begleiter auf unserem Weg als Gottes Volk sein, als seine Gemeinde der Heiligen, wie der Apostel sagt. Und auch heute würde er wohl nichts anderes zu tun versuchen, als unsere Herzen empfänglich zu machen für diese überschwengliche Liebe Gottes, der wir täglich begegnen, wenn wir die richtige Brille aufhaben. Franziskus kann uns helfen, dass wir diese immer zur Hand haben.

7. ... und mit welchem Mandat?

Wer kann einem solchen Anspruch gerecht werden? Oder anders gefragt: Wen meint Franziskus und mit welcher Autorität spricht er? Franziskus beruft sich immer auf seine innere Stimme, die ihm Gewissheit gibt: „Gott selbst hat mir offenbart...“ Das gilt für seine Berufung, das gilt aber sicherlich auch für seine Missionsidee, die für das damalige theologische Denken ganz ungewöhnlich war. Was damals war und was für Franziskus galt, gilt auch heute noch. Die bloße Beauftragung durch Weihe und Sendung reicht nicht aus für einen Boten der Frohbotschaft. Wer nicht innerlich glüht, kann die Welt nicht entzünden. Wer Gottes Stimme nicht in sich spürt, wird schwerlich fähig sein, ihn unter den Menschen zu bezeugen. Nach Franziskus' Meinung gilt das für Priester und Laien, für Männer und Frauen. Sie alle sind berufen und beauftragt, das Evangelium zu bezeugen. Nur wenn wir das beherzigen und geschwisterlich miteinander umgehen, überzeugt das Evangelium. Und Laien sind dann keine „Lückenbüßer“, sondern einfach Schwestern und Brüder, denen die gleiche Sorge für das Reich Gottes anvertraut ist. Bleibt noch die Frage nach dem kirchlichen Amt. Franziskus hat seine innere Stimme immer bestätigen lassen durch den hl. Stuhl und sich so vergewissert, dass sie der Wille Gottes ist. Das gilt für jeden, der Gottes Reich bezeugen will. Es ist Gott, der beruft und der sendet. Aber er lässt Berufung und Sendung bestätigen durch sein Heilszeichen auf Erden, die Kirche. Also wird es immer darauf ankommen, dass die Kirche selbst zu einer Herzenssache wird. Das gilt auch dann, wenn wir an ihr leiden. Sie ist nicht das Reich Gottes, sondern nur das Sakrament für seine Vermittlung. Sie ist Menschen anvertraut, also auch menschlich und sündig. Und doch dürfen wir die Gewissheit haben, dass wir uns auf Gottes Zusage verlassen können.